



Manfred Böckl

König der Wildschützen

Das abenteuerliche Leben
des Matthäus Klostermayr,
genannt Bayerischer Hiasl

HISTORISCHER ROMAN

SüdOst Verlag

Manfred Böckl

König der Wildschützen

Das Renegatenleben des
Matthäus Klostermayr
genannt
Bayerischer Hiasl

Historischer Roman

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86646-745-3

© SüdOst-Verlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH,
Regenstauf
Datenkonvertierung: le-tex publishing services GmbH,
Leipzig

www.gietl-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: „Bayer. Hiesel, Gefangennehmung 1771“ von
Johann Martin Will, <http://www.akg-images.de/>

Inhalt

Prolog

Erstes Buch

Der Hirtensohn

Das Brentan-Haus

Das Wichtelenloch

Das Nebelgespenst

Der Gunzenlee

Die Sauhatz

Der Schweinejunge

Der Vogelfänger

Das Münzbündel

Der Blutrausch

Der Kadaver

Der Bader

Das Leichenbegängnis

Der Katzenschütze

Der Oberknecht

Zweites Buch

Der Renegat

Die Eisflut

Der Krätzenbube

Der Einzelgänger

Das Turmgewölbe

Die Talerspende

Das Zuchthaus

Der Fanghund

Der Waisenjunge

Der Racheakt

Die Gewaltorgie

Der Premierleutnant

Epilog

Glossar

Prolog

Dillingen an der Donau
6. September 1771

Der Gefesselte, der lediglich ein grobes, knielanges Leinenhemd trug, starrte im noch schwachen Schein der wolkenverhangenen Morgensonne zu den schwarzgekleideten Männern auf der Freitreppe des Rathauses empor. Er starrte wie gelähmt, und in seine mentale Lähmung hinein drang die knarrende Stimme des Adligen, der einen Schritt vor der Front der anderen Dunkelgekleideten stand. Doch es war ihm, als könnte er die Worte des Mannes in der protzigen, höllenschwarzen Robe nicht wirklich verstehen. Die Sätze schienen heranzuknattern und im selben Augenblick irgendwo im Nichts zu verhallen. Nicht messbare Zeit ging dies so; der Hilflöse starrte stumm, der Knarrstimmige bellte seine Anklagen heraus. Am Ende dann, nachdem das letzte Wort verklungen war, lief ein dumpfes Stöhnen durch die riesige Menschenmenge, die sich auf dem Stadtplatz drängte.

Der in der Protzrobe hatte sich einen schwarzlackierten Holzstab reichen lassen und ihn im nächsten Moment zerbrochen. Gleich darauf, während verschiedene Horden in der Menschenmasse jetzt zu grölen und gellend zu pfeifen begannen, packten zwei Stadtknechte den Gefesselten. Sie zerrten ihn zu einer hölzernen Bahre, die am Fuß der Rathautreppe auf dem Steinpflaster des Platzes bereitstand, und zwangen ihn auf den Schragen, welcher mit der noch feuchten, blutbefleckten Haut einer frischgeschlachteten Kuh bedeckt war. Als der Mann im Leinenhemd ausgestreckt auf der Bahre lag, schlugen die Magistratsknechte die losen Seitenteile der Kuhhaut von links und rechts her über seinen Körper und zurrten sie mit Seilen eng zusammen. Einzig der Kopf und die gefesselten Hände blieben frei; letztere ragten aus einem Schlitz in der

Tierhaut heraus – und nun traten die Stadtknechte zurück und machten vier Pfaffen Platz.

Die katholischen Kleriker umringten den Hilflosen. Einer der Priester redete beschwörend auf den in die Kuhhaut Eingezwängten ein; ein anderer drückte ihm, nicht ohne Schwierigkeiten, ein grob geschnitztes Kruzifix zwischen die verkrampften Hände. Dann kamen erneut die Magistratsknechte heran. Sie nahmen die Stricke auf, die an der Vorderseite des Schragens festgeknotet waren, und schleiften die Bahre vom Rathaus weg. Die Pfaffen flankierten den Schragen; die Schwarzgekleideten, welche mittlerweile die Freitreppe herabgestiegen waren, gingen hinter der Bahre her. Ihnen wiederum schlossen sich auf dem Weg quer über den Stadtplatz die Schaulustigen an: erst Dutzende, dann Hunderte, schließlich Tausende.

Teils schweigend, teils betend, teils johlend oder Zoten reißend, folgte die Menschenmenge dem Schragen, auf welchem der Hilflose unter der Kuhhaut lag. Der Delinquent wirkte auch jetzt wieder wie gelähmt; wie gebannt starrte er auf das Holzkreuz, das ihm die Kleriker überlassen hatten: starrte mit hervorquellenden Augäpfeln auf den Korpus des Gekreuzigten. Außer dem Kruzifix schien er nichts wahrzunehmen; nicht die Menschen an den Rändern der engen Gassen, durch die er nun geschleift wurde; nicht den Unrat, der dann und wann auf ihn geschleudert wurde; nicht die Hunde, die ihn, vom Blutgeruch der Kuhhaut erregt, umkläfften.

Zuletzt dann passierte die Spitze der schauerlichen Prozession den dunklen Schlund des Donautors in der Stadtmauer und die Brücke über den Fluss. Jenseits der Donau ging es auf einem holprigen Pfad zwischen abgeernteten Feldern und Viehweiden weiter – und am Ende des Karrenweges kam ein düster aussehendes Gebäude in Sicht: das Schinderanwesen, hinter dem sich ein künstlich aufgeschütteter Hügel erhob. Auf dessen Kuppe sah der Gefesselte, der seinen Blick jetzt vom

Kruzifix losgerissen hatte, den Galgen. Den freilich brauchte er nicht zu fürchten – ganz im Gegensatz zu dem liegenden, aus kantigen Balken zusammengezimmerten Andreaskreuz dort oben, das er mehr erahnte als tatsächlich wahrte.

Um die Hinrichtungsstätte hatten sich schon bald nach Sonnenaufgang zahlreiche Stadtbürger, ambulante Kleinhändler, Gaukler und anderes fahrendes Volk versammelt. Nun, da sich der vieltausendköpfige Zug dem Galgenhügel näherte, begannen zahlreiche der bereits Anwesenden freudig zu toben oder wilde Possen zu reißen. Der Lärm toste gegen den Mann auf der Bahre heran; das mörderische Geschrei verstärkte seine ohnehin schon grauenhafte Todesangst noch. Verzweifelt, aber vergeblich bäumte er sich gegen die schwere, nasse Kuhhaut auf; das Kruzifix in seinen Fäusten drohte zu zersplittern. Doch er vermochte sich nicht aus der zwängenden, nach Blut stinkenden Hülle zu befreien.

Daher wuchs seine Panik jetzt ins Unermessliche. Sie steigerte sich dermaßen, dass der Gefesselte sich übergab; dass er während des Würgens und Speiens wie ein Irrer wimmerte. Dann, ein paar Dutzend gejagter Herzschläge später, brach er mental aus der grauenhaften Realität aus und flüchtete sich in eine seit langem verlorene Welt: in die ärmliche, aber behütete Welt seiner Kindheit.

Erstes Buch
Der Hirtensohn
Um 1740 bis April 1761

Das Brentan-Haus

Dorf Kissing an der Paar
Um 1740 bis 1745

Er war vier oder fünf Jahre alt und kniete auf der Wiese, die zwischen seinem Elternhaus und dem Fluss lag. Aus Holzstöckchen und Riedgras hatte er ein kleines Floß gebaut; jetzt fehlten nur noch der Mast und ein großes Sauerampferblatt, das als Segel dienen konnte.

Der Bub sprang auf, stolchte über den von der Sommersonne beschienenen Wiesengrund und fand bald, was er suchte. Wenig später war das Floß fertig; nun trug der Junge sein selbstgefertigtes Spielzeug zum Flussufer, kauerte sich erneut nieder und setzte das Floß vorsichtig aufs Wasser der Paar. Ein Windhauch trieb das Stöckchenfloß ein Stück auf den Fluss hinaus; dann jedoch geriet es in einen sanften Strudel und legte wieder am Ufer an. Daraufhin riss der Bub eine Gerte von einem Weidenstrauch ab. Mit ihrer Hilfe wollte er das Floß weiter in die Strömung hineinstoßen. Doch noch ehe er sein Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, hörte er einen Ruf vom Haus her: „Hiasl! Geh weg vom Wasser!“

Der Junge duckte sich, stocherte mit der Weidengerte nach dem Spielzeugfloß und löste es vom Flussufer. Diesmal schwamm es ein gutes Stück auf die Paar hinaus, geriet in die Hauptströmung und wurde zügig davongetragen. Der Bub sprang auf und klatschte begeistert in die Hände. Im nächsten Moment aber vernahm er neuerlich die nun scharf klingende Stimme der Mutter: „Komm her, Matthäus! Auf der Stelle!“

Zornig ballte der Junge die Fäuste. Dann jedoch, nach einem letzten Blick auf das Floß, wandte er sich vom Fluss ab und trottete über die Wiese zu seinem Elternhaus. Als er bei der Tür des einstöckigen, mit Schindeln gedeckten Gebäudes ankam, umarmte ihn die Mutter und sagte: „Es ist zu gefährlich für dich, Hiasl, wenn du allein an der Paarspielst. Könntest ins Wasser fallen und ertrinken. Und dann hätten der Vater und ich auch noch dich verloren. So wie die Vroni ...“

Der Bub presste sich in die Arme seiner Mutter. Er erinnerte sich genau, wie seine kleine Schwester im vergangenen Winter plötzlich gestorben war. Zuvor hatte sie tage- und nächtelang ganz erbärmlich gehustet, und dann war sie im Schneetreiben zum Friedhof von Kissing getragen worden.

„Ist die Vroni jetzt im Himmel?“, fragte Hiasl kleinlaut.

Die Mutter nickte. „Ja, bei den Engeln ist sie ...“ Die grünen Augen der rotblonden Mittzwanzigerin, die ihr zweites Kind schon bald nach der Geburt hatte begraben müssen, wurden feucht. Sie blinzelte, atmete tief durch und streichelte ihrem Erstgeborenen übers Haar. „Aber du bist mir ja geblieben ... Und nun lass uns ins Haus gehen. Die Erdäpfel fürs Mittagessen sind gewiss schon gar.“

Nach einer Weile kam auch der Vater heim. Der hagere, schwarzhaarige Anfangsdreißiger hatte seit dem Morgengrauen auf einem der großen Bauernhöfe in der Dorfmitte ausgeholfen und war jetzt hungrig wie ein Wolf. Doch das Mahl, das die kleine Familie einnahm, war bescheiden. Es gab Kartoffeln mit Sauerkraut; dazu für jeden einen Becher mit Ziegenmilch.

Kaum hatte er den letzten Bissen hinuntergeschluckt und seinen Milchbecher geleert, eilte der Vater wieder davon: zurück zu dem Bauernanwesen, wo er für diese Woche Arbeit bekommen hatte. Hiasl wiederum ging seiner Mutter beim Abwasch zur Hand; danach begleitete er sie auf die

Hauswiese hinaus, wo Gras für die beiden Ziegen und die Käfighasen der Familie gesichelt werden musste.

Die Tiere waren unter demselben Dach wie die Menschen untergebracht: in einem Stall, der sich in dem niedrigen Haus mit den winzigen Fenstern direkt an die wenigen Wohnräume anschloss. Durch eine Bohlentür, die von einer der Schlafkammern aus in den Stallbereich führte, trugen der Bub und seine Mutter den gefüllten Graskorb zur Futterraufe für die Ziegen. Nachdem der Barren voll war, durfte Hiasl den Rest des frischen Grases den Hasen vorwerfen, die in Holzverschlägen hockten. Als die Kleintiere mümmelnd zu fressen begannen, fand der Bub das so lustig, dass er ausgelassen vor den Käfigen auf und ab hüpfte.

Dann aber musste er der Mutter beim Ausmisten des Ziegenstandes helfen. Durch eine windschiefe Tür, die im hinteren Stallbereich ins Freie führte, wurde der Dung zum Misthaufen nahe des Hausgartens gebracht. Als es geschafft war, schleppte Hiasl eine Schwinge Stroh herbei und schüttete den Ziegen die frische Einstreu auf.

„Jetzt geht’s den Viechern wieder gut“, sagte die Mutter zuletzt. „Doch wir dürfen uns noch nicht ausruhen. Weil bei den Gemüsebeeten viel zu tun ist.“

Stundenlang jäteten die beiden Unkraut im großen Nutzgarten, der von einem verwitterten Lattenzaun umgeben war. Endlich war die mühsame Arbeit erledigt. „Fleißig hast du mir geholfen“, lobte die Mutter ihren kleinen Sohn. „Und zum Lohn dafür darfst du den dicken Kohlrabi da fürs Abendessen abpflücken.“

Dem Buben lief das Wasser im Mund zusammen; rasch brachte er die Knollenfrucht an sich und wusch sie im Brunnentrog vor der Haustür.

Die Sonne hing jetzt bereits tief über dem Horizont. Kurz bevor sie unterging, kehrte der Vater zurück. Sein Gang war schleppend; er war von der Arbeit auf dem Großbauernhof erschöpft und ließ sich im Haus

aufseufzend auf seinen Stuhl am Küchentisch fallen. Seine Frau schnitt den Kohlrabi in Würfel und einen Kanten schon ziemlich harten Roggenbrots in Scheiben; dann griffen die Erwachsenen und der Junge hungrig zu. Weil die Ziegen erst am nächsten Morgen wieder gemolken werden konnten, gab es diesmal nur Brunnenwasser als Getränk.

Als die Familie ihr karges Nachtmahl beendet hatte, war es in der Küchenstube fast schon finster. Der Vater entzündete einen Kienspan, der in einem Wandhalter steckte; sodann murmelte er: „Bei den Wohlhabenden brennen jetzt die Wachskerzen. Wir dagegen müssen uns mit dem Armeleutlicht begnügen ...“ Erneut seufzte er; nachdem er einen Moment in die flackernde Kienspanflamme gestarrt hatte, fügte er hinzu: „Und auf den Tellern haben wir auch bloß das Armeleuteessen. Aber ...“, sein Gesicht erhellte sich, und in seinen blauen Augen stand plötzlich ein freudiges Funkeln, „aber im Herbst, wenn ich wieder mit dem Jäger auf die Pirsch gehe, wird auch bei uns manchmal ein Stück Fleisch auf den Tisch kommen.“

„Geb' es der Herrgott“, versetzte seine Frau und bekreuzigte sich. Und dem Buben war es plötzlich, als würde er köstliche Bratensoße schmecken.

Bis zum Herbst sollten allerdings noch viele Wochen vergehen, und das bedeutete, dass sich die Klostermayr-Familie auch weiterhin mit ihrer ärmlichen Nahrung begnügen musste. Obwohl Michael Klostermayr von früh bis spät arbeitete, konnte er sich und die Seinen nur mühsam durchbringen. Seine offizielle Bestallung als Gemeindegirte brachte ihm nicht mehr als einen Hungerlohn ein, weshalb er gezwungen war, sich zwischendurch als Tagelöhner auf den Bauernhöfen in Kissing und in den Nachbardörfern zu verdingen. Wenn er auf den fremden Anwesen schuftete, musste jemand anders die Hirtenarbeit übernehmen. Gelegentlich sprang ein

debiler, aber gutmütiger Dorfbursche für ihn ein; meistens jedoch trieb seine Frau Elisabeth die Rinderherden auf die Weiden oder die Schweinerudel in die Wälder und hütete sie dann den ganzen Tag über.

Weil der kleine Matthäus zu solchen Zeiten nicht allein im Hirtenhaus am Kissinger Dorfrand bleiben konnte, nahm ihn die Mutter zu den Weidegründen oder in die Forsten mit. Und dem dunkelhaarigen Buben mit den kecken grüngrauen Augen gefiel das; er genoss die Abenteuer, die er in der freien Natur erlebte, und erlernte spielerisch auch den Umgang mit den Tieren.

Weniger schön dagegen fand er es, wenn er zusammen mit seinen Eltern auf den Taglohn gehen musste, was bisweilen ebenfalls geschah. Dies war immer dann so, wenn den Bauern die Feld- oder Stallarbeit über den Kopf zu wachsen drohte. Dann mussten auch die Kinder mit zugreifen, selbst die Vier-, Fünf- und Sechsjährigen schon: mussten die Kartoffeln, die erst seit einer Generation in der Gegend angebaut wurden, aus den Ackerfurchen lesen, Heu zusammenrechen, Korngarben schleppen oder beim Ausmisten der Viehställe helfen.

Nach solch harten Tagen fiel Hiasl todmüde auf den Strohsack in seiner Bettstatt. Oft wünschte er sich dann, ehe ihm die Lider zufielen, Geschwister zu haben, mit denen er sich die harte Arbeit teilen könnte. Und schließlich, im Sommer des Jahres 1741, ging sein Wunsch in Erfüllung. Die Mutter schenkte einem weiteren Buben das Leben, der in der Kissinger Dorfkirche auf den Namen Willibald getauft wurde. Und von da an sprach sie auch nicht mehr so oft mit tränenfeuchten Augen von dem Mädchen, das sie schon kurz nach dessen Geburt wieder verloren hatte.

Wann immer Hiasl die Zeit dazu fand, hätschelte er seinen kleinen Bruder und erzählte dem Säugling Geschichten, die er vom Vater gehört hatte: Erlebnisse, die

Michael Klostermayr in seiner Eigenschaft als Jagdgehilfe gehabt hatte.

Denn jeden Herbst und Winter ging der Gemeindegirte zusammen mit dem Herrschaftsjäger Bernhard Wörsching auf die Pirsch. Der Jäger, ein graubärtiger, schon älterer Junggeselle von jovialem Wesen, stand im Dienst der Jesuiten, denen die Hofmark Kissing samt dem nahegelegenen Schloss Mergenthau gehörte. Bernhard Wörsching war seit Jahren mit Michael Klostermayr befreundet, und dies bedeutete, dass auch der Gemeindegirte öfter einmal zum Schuss kam, was ihm großes waidmännisches Vergnügen bereitete. Außerdem bestand Michael Klostermayrs Lohn für die Jagddienste in Wildbret und manchmal auch in einer Flasche Wein aus dem jesuitischen Keller, die Bernhard Wörsching seinem Kumpan spendierte. Und wenn das geschah, stieß der Herrschaftsjäger gerne mit dem Ehepaar im Brentan-Haus an, wie das Hirtenanwesen nach alter Dorftradition auch genannt wurde.

In der Küchenstube pflegten die beiden Freunde dann ausgiebig über ihre Jagdabenteuer zu schwadronieren; wann immer Hiasl ihre Waidmannsgeschichten hörte, verspürte er eine seltsame, prickelnde Erregung. Er liebte die spannenden und teils auch wilden oder sogar blutigen Erzählungen, und nicht weniger liebte er es, wenn nach einem erfolgreichen Pirschgang das köstliche Wildfleisch auf den Tisch kam: Bratenschnitten oder Innereien vom Reh; auch Hasenragout, in dem sich freilich noch die eine oder andere Schrotkugel verbergen konnte.

Dank des großherzigen Herrschaftsjägers lebte die Klostermayr-Familie während der kalten Jahreszeit bedeutend besser als während der warmen. Denn kaum brach das Frühjahr an, musste Michael Klostermayr den Kissingern wieder als schändlich schlecht bezahlter Gemeindegirte dienen oder von früh bis spät auf den Bauernhöfen schuften. Dennoch zeugte er, während der

Stammhalter Matthäus langsam heranwuchs, zwei weitere Kinder: Maria, die im Frühling 1743 geboren wurde, und Regina, die im Januar 1745 zur Welt kam.

Als seine Schwester Regina ihren ersten Schrei tat, war Hiasl acht Jahre alt und besuchte schon seit geraumer Zeit die Kissinger Dorfschule. Dort saß er, mager, aber wissbegierig, zwischen den anderen armen Kindern auf einem der hinteren Plätze; die Bankpulte in den vorderen Reihen waren den Sprösslingen der wohlhabenden Hofmarksfamilien vorbehalten. Sämtliche Schüler wurden von einem einzigen Lehrer unterrichtet: einem streng katholischen Mittvierziger namens Joseph Dosch, der auch das Mesneramt in der Kissinger Pfarrei versah. Dieser Pädagoge und Mesner, dessen teigiges Gesicht von Pockennarben entstellt war, pflegte die Kinder bei jedem kleinen Vergehen mit einem Eschenstock zu prügeln, den er stets griffbereit hatte. Darüber hinaus zwang er seine Zöglinge unnachsichtig zum regelmäßigen Besuch der ebenfalls von ihm geleiteten sonntäglichen Christenlehre in der Dorfkirche.

Angesichts dessen war Hiasls Verhältnis zur Schule zwiespältig. Zwar machte es ihm Freude, das Wissen aufzusaugen, das Dosch ihm zu vermitteln vermochte; andererseits fürchtete er die Schläge, die insbesondere den armen Kindern so häufig verabreicht wurden. Außerdem verabscheute er die Höllen- und Sündenpredigten des Pädagogen und Mesners während der Christenlehre – und vor allem dies trieb den Brentan-Buben nicht selten dazu, aus den Zwängen seines Schülerdaseins auszubrechen.

Das Wichtelenloch

Kissing

Sommer 1745

Michael Klostermayr hütete die Dorfherde; seine Frau Elisabeth hielt sich zu Hause auf und kümmerte sich um die Gemüsebeete sowie um ihre drei jüngeren Kinder, die sie mit in den Garten genommen hatte. Hiasl, der wegen einer Erkrankung des Lehrers schulfrei hatte, rannte den staubigen Weg entlang, der vom Brentan-Anwesen ins Dorf führte. Er hatte der Mutter weisgemacht, dass er eine gewisse Aussicht auf Handlangerdienste bei einem Bauern hätte – in Wahrheit jedoch war er mit einem seiner Schulfreunde verabredet: dem Plechinger-Sepp, dessen Vater die Wagnerwerkstätte in Kissing betrieb.

Vor ein paar Tagen, während der Christenlehre, die Dosch noch abgehalten hatte, war der Sepp ganz nahe an Hiasl herangerückt und hatte ihm zugeflüstert: „Ich weiß, wo wir vielleicht einen Schatz finden können!“ Danach hatte der Wagnersohn, dessen blondes Strubbelhaar von keinem Kamm gebändigt werden konnte, seinem Freund noch mehr zugeraunt, und später, nach dem Ende der katholischen Unterweisung, hatten die Buben einander geschworen, so bald wie möglich auf Schatzsuche zu gehen.

Jetzt, da die Gelegenheit da war, trafen sie sich beim Dorfbrunnen und liefen in Richtung des Jesuitenschlosses Mergenthau weiter. Das Bauwerk, das von den klerikalen Hofmarksherren bewohnt wurde, lag gut eine halbe Meile nördlich von Kissing auf einer sanften Anhöhe, in deren Nähe die Paar in den Lech mündete. Als die Burschen das von den beiden Flüssen geschützte Barockschloss und den zugehörigen Gutshof erblickten, verlangsamten sie ihre Schritte; gleich darauf, weil ihnen eine Kutsche

entgegenkam, schlugen sie sich in die Büsche seitlich des Zufahrtsweges. Dort warteten sie ab, bis die Kalesche vorbeigefahren war; dann deutete Sepp zum Lech hinüber und beschied seinen Freund: „Da drüben ist es.“

Auf dem Weg zur Flussleite passierten die Buben Reste uralter Wall- und Grabenanlagen: von Gestrüpp und Unkraut überwucherte Relikte einer mittelalterlichen Burg, die einst das Areal beherrscht hatte, auf dem sich jetzt das Jesuitenschloss erhob. Hiasl, der vom Herrschaftsjäger die eine oder andere Geschichte über die Zeit der Ritter und mächtigen Festungen gehört hatte, glaubte wilde Bilder vor sich zu sehen: Gepanzerte auf schweren, schwarzen Rössern; Zweikämpfe, bei denen die Kämpen mit Schwertern und Streitäxten aufeinander einhieben; dazu finstere, grauenhafte Verliese, in denen halbverhungerte Gefangene in ihren Ketten schmachteten.

Als die Freunde die Lechleite fast erreicht hatten, flatterte vor ihnen plötzlich ein Schwarm Rebhühner aus einem Gebüsch auf. Erschrocken blieben die Buben stehen und schauten den großen Vögeln nach, bis sie über dem Fluss waren. Dann wies Sepp auf eine Erdrunse am Rand der Leite, die von Ginstergestrüpp halb verdeckt war, und erklärte: „Da ist der Platz, den ich neulich beim Herumstreunen zufällig gefunden habe.“

„Das gefährliche Loch, in das du dich nicht hineingetraut hast“, spottete Hiasl.

„Allein nicht ...“, gab der Wagnersohn zu. „Aber jetzt sind wir ja zu zweit.“

„Und du glaubst wirklich, dass wir hier einen Schatz finden könnten?“, fragte Hiasl.

„Warum denn nicht?!“, lautete die Antwort. „Wo es doch in den alten Sagen immer heißt, dass die Wichtel Gold und Silber in ihren Schlupflöchern versteckt haben.“

Zweifelnd starrte Hiasl auf die Runse unter dem Ginster. „Das da soll der Eingang zu so einem Wichtelloch sein?“

„Wirst es schon sehen!“, versetzte Sepp; dann zog er seinen Freund kurzerhand in die langgezogene Mulde zwischen den stacheligen Ginsterbüschen und befahl ihm: „Knie nieder!“

Als Hiasl auf dem Boden kauerte, entdeckte er einen Schlupf, der, wie es schien, schräg nach unten in den Hang führte. Das kaum kniehohe Loch war offenbar durch einen kleinen Erdrutsch am Leitenrand entstanden; aus dem Inneren kam leichter Modergeruch.

„Das schaut eher aus, als ob es ein Fuchs oder Dachs gegraben hätte“, murmelte der Brentan-Bub.

„Nein“, widersprach Sepp. „Solche Viecher machen viel kleinere Löcher. Außerdem habe ich neulich mit einem Stock hineingestochert und gemerkt, dass der Gang weiter drinnen viel höher wird.“

Hiasl nagte an seiner Unterlippe; dann plötzlich packte ihn unwiderstehliche Entdeckerlust. „Los! Worauf warten wir noch?!“, stieß er hervor – im nächsten Moment zwängte er sich in den Schlupf, und der Wagnersohn folgte ihm.

Tatsächlich wurde der Gang, der durch festen Mergel führte, schon bald nach dem Einstieg so geräumig, dass beide Buben bequem in ihm kriechen konnten. Allerdings sahen sie, nachdem sie sieben, acht Meter in den Stollen eingedrungen waren, kaum noch die Hand vor Augen.

Doch Sepp hatte vorgesorgt. Er zog einen Kerzenstumpfen und eine Zunderbüchse aus der Hosentasche; dann schlug er mit Hilfe von Stahl und Flintstein Feuer. Als die Wachskerze brannte, krochen die Freunde noch einmal so weit wie zuvor weiter – und etwa fünfzehn Meter vom Einstiegsloch entfernt wurde der Gang so hoch, dass sie nun aufrecht zu gehen vermochten. Es konnte jetzt auch keinen Zweifel über die Natur des Stollens mehr geben. Denn seine Wände waren sauber gearbeitet und zeigten da und dort parallele Hauspuren wie von Hacken, und das konnte nur eins bedeuten: Der

Gang war von Menschen, womöglich aber auch von Zwergen gegraben worden.

Dann, ein Stück vor dem Ende des Stollens, öffnete sich auch noch der bogenförmige Zutritt zu einem Seitengang, durch welchen die Buben weitere zwanzig Schritte vordringen konnten. Ganz hinten erweiterte sich dieser Stollen zu einer kleinen Rundkammer, in der es eine nur spannungsgroße Wandnische und eine schmale Sitzbank gab.

Sepp stellte die Kerze in die Nische, wodurch der Raum optimal erleuchtet wurde; sodann unterzogen die Buben die Kammer einer gründlichen Untersuchung. Aber sie fanden nichts Wertvolles; kein Gold, kein Silber, keine noch so winzige Münze. Sie entdeckten lediglich ein paar rotgebrannte Tonscherben, die halb von der Sandschicht begraben waren, welche den Boden bedeckte.

Hiasl versuchte, die Scherben zusammenzufügen; nachdem er es mehr schlecht als recht geschafft hatte, murmelte er: „Schaut aus, als ob das einmal eine Schale gewesen wäre ...“ Im nächsten Moment übermannte ihn die Enttäuschung; er packte seinen Freund am Arm und stieß wütend hervor: „Da hast du mich schön angeschissen! Du mit deinem Schatz!“

„Hätte doch sein können ...“, verteidigte sich der Wagnersohn. „Und vielleicht ist ja irgendwo anders was versteckt ...“

Aber das war nicht der Fall. Obwohl die Buben auf ihrem Rückweg nun das gesamte Gangsystem durchforschten, stießen sie bloß auf etliche Kleintierskelette. Zuletzt allerdings, bereits wieder in der Nähe des Einstiegs, entdeckten sie noch einmal zwei Seitenstollen, deren Zugänge halb verschüttet waren. Diese Stollen waren nur wenige Meter lang und endeten, ebenso wie der große Seitengang, in Rundkammern, die abermals mit Beleuchtungsnischen versehen waren. Doch auch hier machten die Freunde keinen nennenswerten Fund, und so krochen sie schließlich ernüchtert wieder ins Freie.

Draußen reinigten sie sich so gut wie möglich vom Schmutz; danach erklärte Sepp kleinlaut: „Das war jetzt echt blöd von uns. Dass wir gemeint haben, da drinnen gäbe es Gold oder Silber ...“

Hiasl grinste. „Ein schönes Abenteuer war es trotzdem. Weil wir noch nie vorher so tief unter der Erde gewesen sind.“

„Da hast du recht“, nickte der Wagnersohn. Er kniete nieder und spähte nochmals in den Stollen; dann fügte er hinzu: „Eins würde ich aber wirklich gern wissen. Ob die Gänge von Menschen oder vielleicht doch von Zwergen gegraben wurden.“

„Am Anfang war es schon ein richtiges Wichtelloch“, gab der Brentan-Bub zu bedenken. „So niedrig und eng ... Aber weiter hinten ...“ Er schnaubte sich die Nase durch zwei Finger. „Kann so sein, kann auch anders sein ... Und wahrscheinlich werden wir's nie herausfinden ...“

Doch darin hatte sich Hiasl getäuscht. Denn auf dem Rückweg nach Kissing trafen die Freunde auf die alte Kreszenz: eine verwitwete Austragsbäuerin von einem jahrhundertealten Einödhof, die am Rand eines aus Steinen aufgeschichteten Ackerrains Brombeeren pflückte. Manche besonders fromme Kissinger behaupteten, die Frau sei eine Hexe, weil sie nur selten zur Kirche ging. Aber davon ließen sich die Buben nicht abschrecken, sondern erzählten der Witwe von ihrer Entdeckung; zuletzt sagte Sepp: „Und jetzt wissen wir nicht, ob wir Zwergengänge oder etwas anderes gefunden haben ...“

Kreszenz bedachte sich eine Weile, ehe sie antwortete: „Ihr habt ja sicher davon gehört, dass in früheren Zeiten eine Ritterburg auf dem Platz stand, wo sich heute das Schloss erhebt. Daher könnte es sich bei den Stollen, die ihr erkundet habt, um geheime Fluchtgänge aus der alten Burg handeln. Aber aufgrund eurer Beschreibung halte ich das für unwahrscheinlich. Vielmehr glaube ich fast, dass

ihr das verschollene Wichtelenloch wiederentdeckt habt, von dem in gewissen Sagen die Rede ist ...“

„Wichtelen?“, unterbrach Hiasl. „Bedeutet das Wichtel?“

Die Witwe nickte. „Ja, es ist ein altes Wort für Zwerge. Und vom Wichtelenloch heißt es in den Sagen, dass es von Zwergenwesen bewohnt war, ehe sie aus der hiesigen Gegend verschwanden, weil immer mehr Menschen christlich wurden.“

„Waren die Leute denn früher keine Christen?“, fragte Sepp verwundert.

„Einst beteten die Menschen nicht in den Kirchen vor dem Kreuz, sondern in der heiligen Natur“, erwiderte Kreszenz. „Dort waren sie ihren heidnischen Gottheiten nahe: der Mutter Erde, die sie als Göttin verehrten, sowie den Göttern der Tiere, Wälder und Berge. Und außerdem erkannten sie das Göttliche in der Sonne und im Mond.“

„Das gefällt mir!“, rief der Brentan-Bub aus. „Keine Kirche und keine Pfaffen! Dafür beim Beten immer draußen im Freien sein dürfen!“

„Wenn das jetzt der Pfarrer oder der Lehrer gehört hätte, würdest du eine Tracht Prügel kriegen!“, versetzte Sepp.

Hiasl grinste. „Der Dosch muss das Krankenbett hüten, und der Pfaffe hockt wahrscheinlich im Wirtshaus.“ Der Brentan-Bub spuckte in Richtung des Dorfes; dann wandte er sich wieder der Witwe zu. „Die Zwerge, von denen du gerade erzählt hast, waren wohl auch nicht getauft, oder?“

„Das wäre überhaupt nicht möglich gewesen“, beschied ihn Kreszenz. „Denn die Wichtelen der alten Sagen waren keine kleinen Menschen, sondern Totengeister.“

„Totengeister ...“, wiederholte Sepp beklommen.

„Die Heiden glaubten, dass die Verstorbenen klein wie Zwerge in einer verborgenen Welt weiterleben würden“, erklärte die Witwe. „Und ebenso glaubten unsere Ahnen, dass man den Toten zu bestimmten Zeiten an besonderen Orten im Diesseits wiederbegegnen könne – zum Beispiel in einem Wichtelenloch im Nebelmonat November.“

„Du meinst, irgendwann vor langer Zeit haben die Leute, die früher hier wohnten, den Zwergengang gegraben“, murmelte Hiasl. „Und dann sind sie hineingekrochen und haben mit den Totengeistern geredet.“

„Und dabei sind sie vielleicht auf der Erdbank ganz hinten im Zwergenloch gesessen“, warf Sepp ein.

„So könnte es gewesen sein“, bestätigte Kreszenz. Versonnen blickte sie zum Schlossplatz hinüber; dann fügte sie hinzu: „Aber behaltet für euch, was ich euch erzählt habe. Vor allem der Pfarrer und der Lehrer brauchen nichts davon zu erfahren. Sonst heißt es am Ende gleich wieder, ich wäre mit dem Teufel im Bund.“

„Ich hab’ nix gegen den Garifanker!“, grinste der Brentan-Bub. „Weil: Der hat mich noch nie gehauen. Der Dosch und der Pfaffe aber schon ...“

Scherzhaft drohte ihm die Witwe mit dem Finger; gleich darauf jedoch bat sie die beiden Freunde nochmals, in Kissing Stillschweigen über das Gehörte zu bewahren.

Hiasl und Sepp versprachen es, dann setzten sie ihren Heimweg fort. Während sie an den Feld- und Wiesenrainen entlangtrotteten, tauschten sie sich fasziniert über all das Geheimnisvolle aus, das sie aus dem Mund der Austragsbäuerin vernommen hatten. Am Dorfrand angekommen, beschlossen sie, niemandem sonst etwas von ihrer Entdeckung des Wichtelenloches zu verraten; den Schulkameraden nicht und auch nicht den Eltern. Vielmehr wollten sie den Eingang zu den unterirdischen Gängen bei nächster Gelegenheit wieder verschließen; später einmal, wenn ihnen danach war, würden sie den Schlupf ja von neuem aufgraben können.

Der Brentan-Bub und der Wagnersohn bekräftigten ihre Abmachung durch einen feierlichen Eid. Danach gaben sie sich weiter den Erinnerungen an ihr schaurig-schönes Abenteuer hin – doch als sie den Dorfplatz erreichten, kam die Ernüchterung.

Denn einige andere Schulkinder, die am Brunnen spielten, teilten ihnen mit betretenen Mienen mit, dass der Lehrer Dosch schon wieder auf den Beinen war. Und das bedeutete: Sie mussten erneut die miefige Luft in der Schulstube, die ungeliebte Sonntagsschule und die ständige Gefahr von Schlägen ertragen.

Das Nebelgespenst

Kissing

Sommer 1745 bis Spätsommer 1746

In den folgenden Wochen und Monaten, während der Sommer prangte und sich dann allmählich in den Herbst drehte, steckten der Brentan-Bub und sein Freund Sepp so manche Tracht Prügel ein. Dies hielt sie jedoch nicht davon ab, den einen oder anderen Streich auszuhecken.

Einmal beispielsweise klaute der Wagnersohn ein Fläschchen mit Baldrianextrakt aus der Hausapotheke seiner Mutter. Sodann verschütteten die Buben, die zu diesem Zweck spät nachts von daheim ausgebüxt waren, den stark riechenden Sud vor der Tür und den Fenstern des Lehrerhauses. Am nächsten Tag, als die Kinder zur Schule kamen, erlebten sie einen völlig übermüdeten Dosch. Denn der Baldrianduft, der auf Katzen erotisierend wirkte, hatte Dutzende dieser Tiere angelockt, welche den Pädagogen und Mesner samt seiner ganzen Familie mit ihrem brünstigen Geschrei zwischen Mitternacht und Morgengrauen beinahe zum Wahnsinn getrieben hatten.

Bei anderen Gelegenheiten taten sich die Buben in den Kissinger Baumgärten an fremden Äpfeln und Birnen gütlich; öfter auch verdrückten sie sich an die Paar oder den Lech, um dort verbotenerweise mit selbstgebasteltem Angelzeug zu fischen. Schließlich, als das Allerheiligenfest herannahte, drängte es Hiasl dazu, einen weiteren heimlichen Ausflug zum Wichtelenloch zu unternehmen, und zwei Tage nach den kirchlichen Totengedenkfeiern brachen er und Sepp zum Mergenthauer Schlossareal auf. Der Brentan-Bub hatte seinen Freund nicht ohne Mühe dazu überredet, weil er unbedingt herausfinden wollte, ob es tatsächlich so war, wie die alte Kreszenz im Sommer

gesagt hatte: Dass man zur Novemberzeit im Wichtelenloch unter Umständen den Verstorbenen begegnen könne.

Dichte Nebelschwaden waberten an diesem Nachmittag über dem Land; auf den abgeernteten Feldern hockten Krähen und stießen krächzende Alarmrufe aus, wenn die Buben vorbeirannten. Als die Freunde die Lechleite erreichten und zum Fluss hinabschauten, schien der sich im Norden und Süden im grauen Dunst zu verlieren. Der Sandhaufen, den die Buben schon bald nach ihrer ersten Erforschung der Ganganlage in deren Zugangsspalte aufgeschüttet hatten, schien unberührt; zufrieden murmelte der Brentan-Bub: „Das haben wir damals gut gemacht. Keiner sonst hat das Loch gefunden.“

Sepp erwiderte nichts, presste aber die Lippen zusammen; dann brach es aus ihm heraus: „Vielleicht wär's besser, wenn wir den Platz auch in Ruhe lassen würden!“

„Hast du etwa Schiss?!“, versetzte Hiasl. „Fürchtest du dich jetzt schon wieder vor den Geistern?!“

„Ja“, gab der Wagnersohn zu.

„Brauchst du nicht!“ Der Brentan-Bub trat mit dem Fuß gegen den Sandhaufen. „Weil uns kein Totengeist was tun kann.“

„Warum?“, kam es von Sepp.

„Darum!“ Hiasl griff unter seine Joppe, die ihm die Mutter aus einer abgelegten Jagdjacke seines Vaters geschneidert hatte, holte ein Waidmesser aus dem Hosenbund und zog es langsam aus der Scheide. „Das habe ich daheim mitgehen lassen. Und wenn uns ein Gespenst angreift, kann es was erleben.“

Der Wagnersohn beäugte die Klinge, den Stolleneingang, wieder die Waffe. Dann gab er sich einen Ruck und forderte: „Aber du gehst als Erster hinein, wenn das Loch offen ist.“

„Klar!“, versicherte Hiasl; gleich darauf steckte er das Messer wieder weg, kniete nieder und machte sich daran, den Sand vom Stolleneingang wegzuscharren.

Kaum jedoch hatte er mit der Arbeit angefangen, packte Sepp ihn am Arm und stieß hervor: „Hör auf!“

„Wieso denn?!“, verwahrte sich der Brentan-Bub ungnädig.

„Weil da drüben ... ein Geist kommt“, flüsterte Sepp mit bebenden Lippen. Er deutete zu den nebelverhangenen Ruinenresten der mittelalterlichen Burganlage hinüber. „Schau! Da, bei dem spitzen Steinstumpf ...“

Tatsächlich nahm mit dem nächsten Lidschlag auch Hiasl an der angegebenen Stelle so etwas wie ein gespenstisches Huschen wahr. Hastig richtete er sich auf, tastete nach dem Messergriff unter seiner Joppe und spähte mit zusammengekniffenen Augen in den wehenden Dunst. Doch bei der Mauerschroffe bewegte sich jetzt nichts mehr; stattdessen flog ein Stück rechts davon plötzlich eine Elster auf.

„Das war dein grausiges Gespenst, du Hasenfuß“, verspottete der Brentan-Bub seinen Freund.

Verwirrt schüttelte Sepp den Kopf, wollte antworten – aber im selben Moment drang aus dem Nebel so etwas wie ein pfeifendes Fauchen heran.

Diesmal erschrak auch Hiasl. Seine Faust umkrampfte den Griff des Waidmessers; er drängte sich nahe an seinen Freund heran – dann erklang das bedrohliche Geräusch abermals.

„Weg!“, stieß Sepp hervor. „Bloß weg von hier!“

Doch im Rücken der Buben stürzte die Leite zum Lech hinunter ab, und in der anderen Richtung, wo sich das Jesuitenschloss erhob, musste sich irgendwo das unheimliche Wesen befinden. Deshalb zögerten die Freunde ratlos mit der Flucht; im nächsten Moment erscholl das pfeifende Fauchen zum dritten Mal – und fast gleichzeitig tauchte aus dem Nebelfluten eine dunkle Gestalt auf.

Ihr Schädel war riesig; aus der Stirn schienen sich breite Hörner herauszubiegen; der Körper des Wesens wirkte

unförmig, schien hin und her zu wallen und keine feste Form zu besitzen. Es war den entsetzten Jungen, als würde die finstere Gestalt schwebend auf sie zukommen; Sepp stand wie gelähmt da; Hiasl hatte das Messer aus der Scheide gerissen und sich wie zum Kampf geduckt.

Dann verharrte das Wesen plötzlich, schien zu erstarren; einen Herzschlag später stieß es einen röhrenden Ruf aus. Dies bewirkte, dass die Buben in Panik gerieten und nun doch losrannten. Sie wollten schräg an dem Unhold vorbeikommen; doch der war schneller als sie, schnitt ihnen den Weg ab und packte den Wagnersohn am Kragen.

Hiasl war drauf und dran, die Gestalt anzuspringen – aber dann erkannte er, dass es sich bei dem unheimlichen Wesen nicht um ein Gespenst, sondern um einen Menschen handelte. Um einen kräftigen, vollbärtigen Mann, der eine Mönchskutte und darüber eine Pelerine trug und eine Pelzmütze mit langen Ohrenschützern auf dem Kopf hatte.

Der Jesuit roch nach schwerem Pfeifentabak, was seinen Raucherhusten erklärte; über der Schulter hatte er ein Jagdgewehr hängen, und jetzt fuhr er die Buben an: „Was habt ihr hier draußen zu suchen, ihr Rotznasen?! Wisst ihr denn nicht, dass das bei dem dichten Nebel gefährlich ist?! Nur ein Stück hinter euch ist die Lechleite! Und wenn ihr da abgestürzt wärt und euch was gebrochen hättet, so hätte euch gewiss keiner gefunden!“

Verstohlen hatte Hiasl während der Strafpredigt sein Messer wieder verwahrt; nun antwortete er: „Wir haben schon aufgepasst, dass uns nichts passiert.“

„Wer's glaubt!“, schnaubte der Mönch und gab den Wagnersohn frei. „Was habt ihr überhaupt hier getrieben?! Nichts Gottgefälliges, fürchte ich!“

„Wir haben uns ... bloß verlaufen“, stammelte Sepp. „Auf dem Weg zu meiner ... Großtante. Die wohnt auf einer Sölde ungefähr eine Meile von hier ... Die wollen wir besuchen, weil sie krank ist.“

„Und wo kommt ihr her?“, wollte der Jesuit nun in milderem Tonfall wissen.

Die Buben sagten es ihm. Der Mönch nickte; dann riet er den beiden: „Geht hinüber zum Schloss. Von dort aus werdet ihr euren Weg schon wieder finden.“

Eilig liefen Hiasl und Sepp davon. Der Jesuit blickte ihnen noch eine Weile nach; sodann rückte er das Jagdgewehr auf der Schulter zurecht und setzte seinen Pirschgang, auf dem er ein Stück Niederwild zu erlegen hoffte, ebenfalls fort.

Der Brentan-Bub und der Wagnersohn ihrerseits wagten sich nach ihrem schaurigen Erlebnis nicht noch einmal zum Wichtelenloch zurück. Vielmehr rannten sie schnurstracks nach Kissing heim, und ehe sie sich im Dorf trennten, schimpften sie noch einmal gehörig auf den Mönch, der ihnen einen solchen Schrecken eingejagt hatte.

Bald aber kam Hiasl auf andere Gedanken. Denn schon wenige Tage nach dem Abenteuer beim Jesuitenschloss eröffnete ihm sein Vater: „In den nächsten Wochen werden ich und ein paar andere Tagelöhner Holz für einen Waldbauern drüben in Ried einschlagen. Und du bist jetzt schon groß genug, um mir dabei zur Hand zu gehen.“

Von da an lief der Neunjährige jeden Nachmittag nach der Schule zum Bauernforst, der zwischen den Dörfern Kissing und Ried lag. Dort half er beim Entasten oder Entrinden der gefällten Baumstämme und trug das beim Niederkrachen der Buchen oder Eschen anfallende Bruchholz zu Haufen zusammen. Kurz vor der Abenddämmerung füllten er und der Vater jedes Mal einen Buckelkorb mit Kleinholz und Borkenstücken, und immer sagte Michael Klostermayr bei dieser Gelegenheit: „Das gibt später, wenn es trocken ist, eine warme Stube daheim.“

Ende November war der Holzeinschlag beendet. Nun mussten die Stämme aus dem Wald heraus und nach Ried gebracht werden. Teils mit Hilfe zweier Rückepferde, teils mit Muskelkraft wurden die schweren Lasten zu einem Forstweg gezerrt, wo die Tagelöhner die Baumstämme dann auf Ochsenfuhrwerke luden. Für diese Arbeiten war Hiasl jedoch noch zu schwach; nun hielt er sich nach den Schulstunden meistens im Hirtenhaus auf und kümmerte sich um seine kleinen Geschwister, damit die Mutter ungestört ihren Pflichten in der Küchenstube, im Holzschuppen und im Stall nachgehen konnte.

Im Dezember sodann nahm Michael Klostermayr seine Pirschgänge wieder auf. Zusammen mit dem Herrschaftsjäger Bernhard Wörsching durchstreifte er wie stets in der kalten Jahreszeit die ausgedehnten Reviere der Mergenthauer Jesuiten. So kam im Brentan-Haus öfter wieder Fleisch auf den Tisch, und ein paar Tage vor Weihnachten, als sich die Familie ein Hasenragout schmecken ließ, platzte Hiasl, an seinen Vater gewandt, heraus: „Wann darf ich endlich auch mit auf die Jagd?!“

Michael Klostermayr schmunzelte. „Da musst du erst noch ein Stück wachsen.“

„Aber ich kann dein Gewehr doch schon leicht tragen“, beharrte der Bub. „Im Wald habe ich viel schwerere Äste geschleppt.“ Er schaute zur Ofenwand hinüber, wo der Vorderlader des Vaters samt Pulverhorn und Kugelbeutel hing. „Und laden und schießen könnte ich ganz bestimmt auch!“

„Wahrscheinlich würdest du sogar gleich mit dem ersten Schuss einen mächtigen Keiler erlegen“, spottete Michael Klostermayr. Im nächsten Moment wurde er wieder ernst. „Nein, Hiasl, es bleibt dabei. Für die Jagd bist du wirklich noch zu jung.“

Der Bub senkte den Kopf. Er hatte begriffen, dass es keinen Sinn hatte, dem Vater weiter zu widersprechen; doch trotzig dachte er: Wenn ich mit dem Gewehr nicht

jagen darf, gibt's vielleicht irgendwann eine andere Möglichkeit.

Vorerst aber gingen ruhige Tage übers Land. Bescheiden feierten die Brentan-Leute das Weihnachtsfest; Geschenke oder einen Christbaum gab es nicht. Dafür jedoch eine stundenlange Mitternachtsmette in der überfüllten Dorfkirche, die Hiasl zusammen mit den Eltern durchstehen musste, während Willibald, Maria und Regina daheim unter der Aufsicht einer greisen Nachbarin schliefen. Am Mittag des fünfundzwanzigsten Dezember durften die Erwachsenen und Kinder im Hirtenhaus erneut ein Fleischmahl genießen, und einen Tag später brachen dann die zwölf Rachnächte an: die verwunschene, gespensterträchtige Zeit zwischen dem Ende des Christfestes und Heiligdreikönig.

Elisabeth Klostermayr hütete sich in diesen knapp zwei Wochen, Wäsche zu waschen, denn das hätte nach uraltem Glauben Unheil gebracht. Außerdem wagte es noch nicht einmal der kecke Hiasl, in der Dunkelheit vor die Haustür zu gehen, weil dann herumstreifende Unholde zu fürchten waren.

Kaum waren die Rachnächte vorbei, brach klirrender Frost herein. Zuerst fror die schmale Paar zu, bald auch der breitere Lech; die Kissinger Burschen und Mädchen machten sich jetzt ungeachtet der beißenden Kälte ein Vergnügen daraus, in Holzschuhe zu schlüpfen und auf den Eisflächen zu schlitteln. Michael Klostermayr wiederum erlegte auf seinen Pirschgängen mit dem Herrschaftsjäger so manches Stück Großwild: Hirsche, Rehe und Wildschweine, deren Fährten im Hartschnee nun bestens zu erkennen waren.

Mitte Februar bekam Elisabeth Klostermayr derart schlimme Zahnschmerzen, dass ihrem Gemahl zuletzt nichts anderes übrigblieb, als sie zu einem Bader zu bringen. Da es in Kissing aber keinen solchen gab und der Dorfbader im benachbarten Mering selbst krank war,